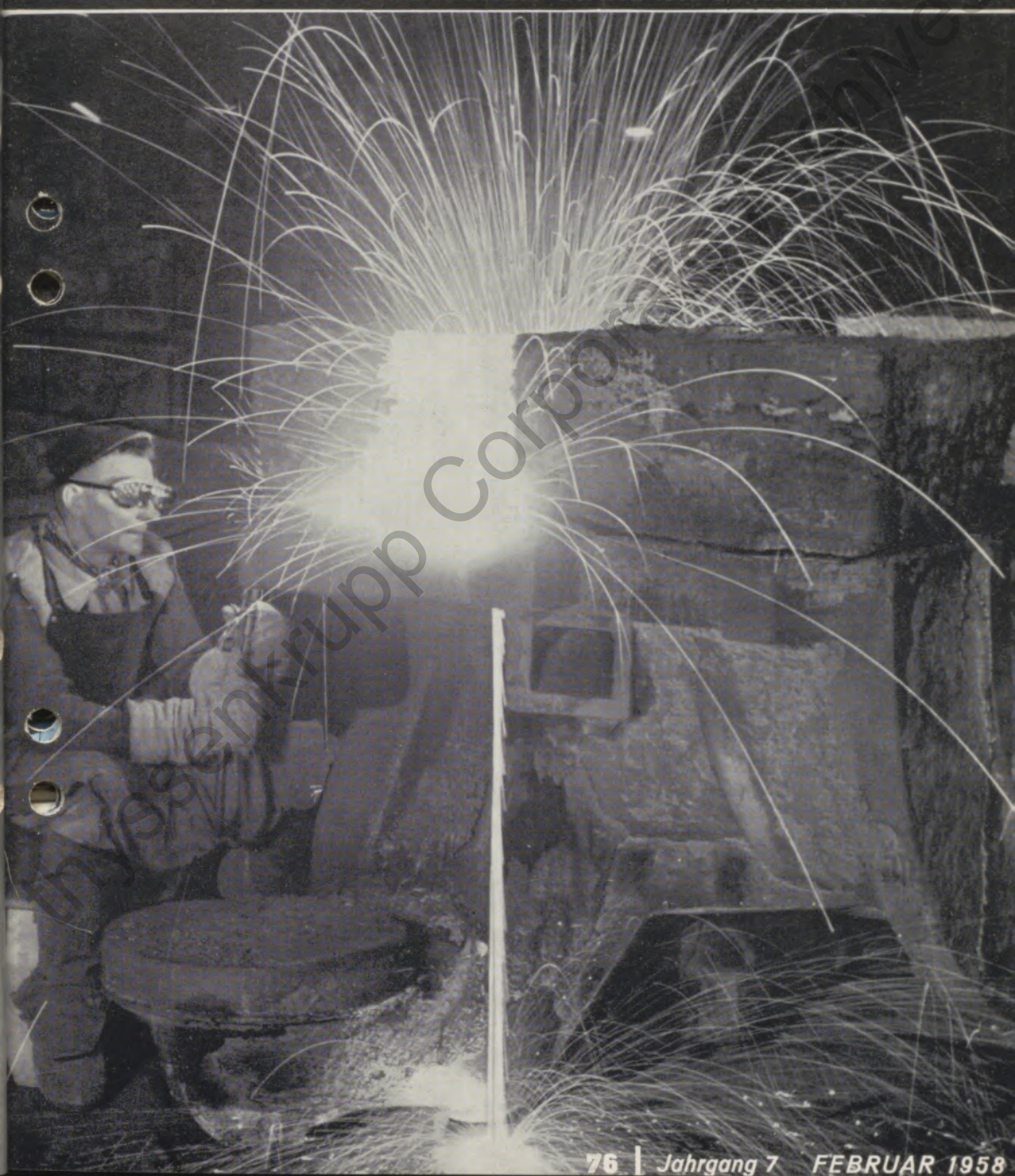


Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID





*Zu
unserem
Titelbild*

Bekanntlich hat das Gußstück, wenn es aus der Form kommt, noch nicht seine endgültige Gestalt, sondern ist mit einer Reihe von Trichtern oder verlorenen Köpfen und Gußläufen behaftet. Die Trichter sind erforderlich, weil der Stahl beim Übergang vom flüssigen in den festen Zustand sein Volumen stark verringert.

Das Titelbild zeigt, wie die Trichter eines Turbinengehäuses mit Hilfe des autogenen Brennschneidverfahrens vom Gußstück abgetrennt werden. Ein sprühender Funkenregen und blendende Helligkeit sind die Begleiterscheinungen des Abbrennens.

Dem Schneidbrenner, den der Abbrenner in der Hand hält, werden durch zwei Schläuche Sauerstoff und Leuchtgas oder Sauerstoff und Acetylen zugeführt. Die entstehende Flamme ist so heiß (über 2000°C), daß der Stahl an der Schnittstelle verbrennt. Dieser Vorgang ist mit einem lebhaften Feuerregen verbunden. Der größte Teil des zu Eisenoxyd verbrennenden Stahles fließt als Schlacke ab.

Der Abbrenner ist durch die Schneidflamme und die beim Brennvorgang entstehende Wärme einer sehr großen Hitzeeinwirkung ausgesetzt. Dagegen muß er sich durch eine entsprechende Schutzkleidung, durch einen besonders feuerfesten Anzug, sichern, durch Lederstulpen, Lederschürze, vor allem dichte Asbesthandschuhe und gegen Blendung durch eine blaue Schutzbrille.

Voraussetzung für einen guten Abbrenner ist eine sichere Brennerführung, das heißt, eine ruhige Hand.

INHALT DIESER AUSGABE

Seite

Jeder ist mitverantwortlich	3
Wir stellen vor:	
Brandinspektor Siegfried Droese	5
Gesicht der Arbeit (Bild)	6
Wichtiges in Kürze	7
Vergeude keine Energie – verwerte sie! . . .	8
Auch das Büro muß rationell arbeiten . . .	9
Das freie Wochenende	10
. . . und das meint Struppi	11
Die Gewinderohrverbindung mit Tempergußfittings (II)	12
Arbeitskameraden (Bilder)	16/17
Es grünt und blüht am Arbeitsplatz . . .	18
Wir und der deutsche Osten:	
Nach Ostland geht unser Ritt	19
Jubilarsfeiern (Bilder)	22
Wasser ist zum Waschen da	23
Musik von Schallplatten	24
Ernstes und heitere Bücher	25
Unsere Jubilare im März	26
Familiennachrichten	26

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Jeder ist mitverantwortlich

WILLI WEHMANN

Wenn man den Zeitungsmeldungen und statistischen Aufzeichnungen der letzten Monate Glauben schenken darf, ist der Sparsinn in weiten Kreisen der Bevölkerung wieder erwacht; denn die Spareinlagen bei Banken und Sparkassen steigen zwar langsam, aber doch stetig. Wenn die Geldinstitute, um dieses Ziel zu erreichen, alle Anstrengungen machen und durch Prämiensparen und dergleichen einen gewissen Anreiz geben, so ist die erfreuliche Feststellung, daß wieder gespart wird, gleichzeitig ein Beweis, daß unsere Währung mehr und mehr an Vertrauen gewinnt. Es wird dadurch ferner klar, daß der Nachholbedarf bei den meisten Familien gedeckt ist, dh, daß die Lücken in den Gütern des täglichen Bedarfs, die Kriegs- und Nachkriegszeit gerissen hatten, zum großen Teil geschlossen sind.

Einige Zeitgenossen scheinen allerdings den Begriff „Sparen“ noch garnicht zu kennen, denn sonst würden sie nicht beim Einkauf nur die teuersten Sachen kaufen, ohne vorher nach dem Preis zu fragen, um dann später über die viel zu hohen Preise und zu niedrigen Löhne zu schimpfen. Nach einer alten kaufmännischen Regel bestimmen Angebot und Nachfrage den Preis, und man soll sich nicht wundern, daß die Preise steigen, wenn der Verkäufer nicht danach gefragt wird bzw. mit ihm darum gehandelt wird. Wir wollen nicht verkennen, daß wir alle, bedingt durch die schweren Zeiten nach dem Kriege, kein gutes Verhältnis mehr zum Pfennig haben; sein Wert ist uns nicht

mehr bewußt. Was ist schließlich schon ein Pfennig? Immerhin etwas, mit dem wir wieder rechnen sollten, denn schon bei ihm beginnt die Möglichkeit des Sparens.

Der Sparsinn sollte sich allerdings nicht nur auf dem privaten Sektor bemerkbar machen. Es wäre auch für unser Werk eine erfreuliche Feststellung, wenn ein gewisser Sparsinn auch auf jene Werksangehörigen übergriffe, die anscheinend der Meinung sind, daß sie ihren Kollegen eine besondere Freude bereiten, wenn sie Wasch- und Umkleideräume, Treppenhäuser und Aufenthaltsräume beschmutzen und in Unordnung bringen. Andere scheinen noch nicht erkannt zu haben, daß die ihnen zur Verfügung gestellten Werkzeuge, Einrichtungen und dergleichen das Werk ebenfalls Geld kosten. Diese Mitarbeiter könnten manchen Groschen ersparen, wenn sie die ihnen anvertrauten Betriebsmittel etwas pfleglicher behandeln würden. Man stelle sich nicht auf den großzügigen Standpunkt: „Pfennigsachen“, sondern bedenke, daß jeder eingesparte Groschen eine Kostensenkung bedeutet, die uns auf dem Markt konkurrenzfähiger macht und unseren Stand gegenüber unseren Abnehmern festigt. Es muß sich nicht immer nur um große Beträge handeln, denn viele Wenig machen ein Viel. Man stelle sich nur einmal vor: wenn jeder Werksangehörige darauf bedacht wäre, pro Woche nur 10 Pfennig durch Pflege von Maschinen, Werkzeugen und Material einzusparen, dann würde das bei rund 3000 Arbeitern und Angestellten im Jahr den ansehnlichen

Betrag von 15 000 DM ausmachen. Dafür könnte wieder ein neues Gerät angeschafft werden, welches sich vereinfachend auf die Produktion oder verbilligend auf den Preis auswirkte.

Rationalisierung und Automation sind Schlagwörter geworden, die viele nachplappern, ohne die Bedeutung zu kennen. Rationalisierung bedeutet Vereinheitlichung zum Zwecke der Einsparung von Kosten. Automation ist die Vereinfachung von Verfahren zur Erleichterung der Arbeit und deren schnellerer Durchführung. Wer wollte da nicht teilhaben? Wohl jeder möchte auf neuen Maschinen arbeiten und sein Geld leichter verdienen. Um aber neue Maschinen anschaffen zu können, ist Geld notwendig, welches von uns erst verdient und auf die hohe Kante gelegt werden muß, bis die Kaufsumme erreicht ist.

Voraussetzung ist aber in jedem Falle, daß sorgfältig gearbeitet wird, und zwar von der Planung bis zum Versand. Es müßte sich jeder Mitarbeiter zu schade sein, schlechte Arbeit abzuliefern. Was würden wir sagen, wenn uns für unser gutes Geld ein schlecht sitzender Anzug oder ein liederlich gearbeitetes Möbelstück geliefert würde. Selbstverständlich würden wir reklamieren. Deshalb kann man auch von uns gute Arbeit verlangen. Wäre sich dessen jeder bewußt, könnte manche Nacharbeit vermieden werden, von den Teilen, die auch durch Nacharbeit nicht mehr verwendungsfähig gemacht werden können und somit in den Schrott wandern, ganz zu schweigen. Wäre sich dessen jeder bewußt, fiel der oben beschriebene Spargroschen nicht jede Woche, sondern jede Stunde an. Welche Summe dabei herauskäme, kann sich jeder selbst ausrechnen.

Es sollen bei dieser Betrachtung jedoch nicht die Führungskräfte vergessen werden, vom Kolonnenführer an aufwärts. Jeder muß sich der Verantwortung bewußt werden, die er trägt, und sich klar darüber sein, wieviel Zeit oft vertrödelt wird durch unklare und mangelhafte Anweisungen und Entscheidungen. Auch die Zeit kostet Geld, was häufig vergessen wird. Gehen wir also mit allem so sparsam wie möglich um; denn es kommt uns

allen wieder zugute. Das Werk ist unser Brötchengeber, und wenn es ihm gut geht, kann es uns nicht schlecht gehen. Das Werk seinerseits trägt nach besten Kräften zur Verbilligung seiner Erzeugnisse bei. So wurden zB in jüngster Zeit neue moderne Kontroll- und Prüfgeräte angeschafft, die es ermöglichen, kostspielige Kontrollabteilungen einzuschränken, ohne dabei die Qualität unserer Erzeugnisse zu beeinträchtigen. Das sind Maßnahmen, die im Rahmen der Rationalisierung und Automation durchgeführt werden. Es ist nicht so, wie böse Zungen behaupten, daß das Werk vor der Pleite steht, nur weil einige Frauen dieser Veränderung weichen und ausscheiden müssen. Unser Betriebsrat bietet die Gewähr dafür, daß in solchen Fällen keine sozialen Härten auftreten.

Man kann aber auch mit Worten sparsam sein. Vor allen Dingen: wenn es sich um solche Gerüchte handelt, sollte man nicht neugierig sein Ohr hinhalten und bereitwillig und schnell alles weitererzählen, was hineingeflüstert wurde. Erst sollte man sich den Wahrheitsbeweis bei seinen Vorgesetzten holen, die gern bereit sind, weitgehend Auskunft zu geben, und gleichzeitig in die Lage versetzt werden, solchen Schwätzereien entgegenzutreten. Das hat mit Anträgerei nichts zu tun. Wenn wir mit unseren Worten sparsamer werden, brauchen unsere Werkshallen und Büros noch lange keine „Schweigelager“ zu werden. So mancher hat mal das Bedürfnis, seinem Herzen Luft zu machen und sich auszusprechen. Wer Rat und Beistand braucht, dem soll man helfend zur Seite stehen, auch außerdienstlich, und sich ihm nicht verschließen.

Nach all den hier aufgeführten Sparmöglichkeiten müßte zwangsläufig eine Aufstellung jener Dinge folgen, mit denen wir nicht sparsam zu sein brauchen. Da wäre besonders: saubere Arbeit und gute Leistung. Bei guten Leistungen und guter Arbeit sollte aber auch nicht mit Anerkennung gespart werden. Korrektes und kollegiales Verhalten braucht wohl nicht erwähnt zu werden, denn das ist die selbstverständliche Pflicht eines jeden. Zu erwähnen wäre allerdings noch, daß mit diesen Zeilen nicht alle Werksangehörigen angesprochen werden; aber wem der Schuh paßt, der soll ihn anziehen.

Wir stellen vor:

Herrn Brandinspektor Siegfried Droese



Der Leiter unserer Werksaufsicht, Oberinspektor Hermann Kösters, hat Ende vergangenen Jahres die Geschäftsleitung um ihr Einverständnis gebeten, daß er im Laufe dieses Jahres aus den aktiven Diensten in der BSI ausscheidet und in den Ruhestand tritt. Die Geschäftsleitung hat diesem Wunsch entsprochen und ebenso den Vorschlag von Oberinspektor Kösters gebilligt, an seiner Stelle den Werks- und Brandinspektor Siegfried Droese als Leiter unserer Werksaufsicht in Aussicht zu nehmen. Dieser wird zur Vorbereitung auf seine künftigen Aufgaben am 1. März 1958 seine Tätigkeit in der BSI aufnehmen.

Inspektor Siegfried Droese ist 34 Jahre alt und verheiratet. Nach dem Besuch der

Staatlichen Ingenieurschule Essen entschied er sich für die gehobene Laufbahn bei der Berufs- und Werksfeuerwehr. Nach siebenjähriger Tätigkeit bei der Feuerwehr der Eisenwerke Gelsenkirchen und nach Absolvierung der für seine Laufbahn notwendigen Lehrgänge an der Landesfeuerwehrschule in Warendorf hat er die Abschlußprüfung als Brandinspektor „mit Auszeichnung“ bestanden. Seine Ausbildung im Werkssanitätsdienst erfolgte im Krankenhaus „Bergmannsheil“ in Buer. Seit Juli 1956 war Brandinspektor Droese Leiter der Werksfeuerwehr bei den Goetze-Werken AG in Burscheid.

Ein herzliches „Glückauf“ zu seinem Dienstantritt in der Bergischen Stahl-Industrie.

Wichtige Mitteilung

Die Geschäftsleitung ist daran interessiert, einen Überblick darüber zu bekommen, welche von unseren Werksangehörigen „berufsfremd“ bei uns eingesetzt sind, d. h. eine andere als die ursprünglich erlernte Tätigkeit ausüben. Ein Überblick über diese Frage ist für die betreffenden Werksangehörigen selbst vor allem deshalb zweifellos von Interesse, weil sich immer wieder einmal die Gelegenheit zu gewissen Umbesetzungen innerhalb des Werkes ergibt.

Wir bitten alle diejenigen Werksangehörigen, die zu dem vorbezeichneten Kreis zählen, Mitteilung an das Personalamt zu machen, und zwar am besten in Form eines kurzen Lebenslaufs, aus dem sich möglichst genau der berufliche Werdegang ergibt, insbesondere auch ersichtlich ist, ob der betreffende Werksangehörige über qualifizierte Kenntnisse (Lehrabschluß usw.) in einem anderen als dem heute ausgeübten Beruf verfügt.



DAS GESICHT DER ARBEIT

Artur Thomas, Transportarbeiter in der Stahlgießerei Stachelhausen

Wichtiges in Kürze

Im März: Röntgenreihenuntersuchung

Am 24., 25. und 26. März findet für unsere Belegschaft die diesjährige Röntgenreihenuntersuchung statt. Es braucht wohl nicht des langen und breiten betont zu werden, wie wichtig diese Untersuchung für jeden ist, die nichts kostet und weiter keinerlei Umstände bereitet. Zu wissen, daß die Atmungsorgane gesund sind, ist eine große Beruhigung; aber auch zu wissen, daß sie angegriffen sind, ist von Bedeutung, denn es werden sofort Maßnahmen getroffen, um sie zu heilen und wieder gesund zu machen. — Deshalb möge niemand diese günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, sich über den Gesundheitszustand seiner Atmungsorgane Gewißheit zu verschaffen.

Betriebliches Vorschlagswesen

In der letzten Sitzung des Kuratoriums für das betriebliche Vorschlagswesen sind folgende Prämien vergeben worden:

Emil Karnbach, Werkzeugmacherei	
Stachelhausen	35 DM
Paul Weyer, Richterei Papenberg .	35 DM
Heinrich Zulauf, Putzerei Stachelhausen	15 DM
Heinz Lindenberg, Versuchsanstalt	15 DM
Reinhard Thom, Versuchsanstalt .	15 DM

Urlaubseinteilung 1958

Nach Übereinkunft mit dem Betriebsrat sind folgende Urlaubszeiten festgelegt worden:

Gießerei Papenberg vom 28. Juli bis

9. August 1958

Gießerei Stachelhausen vom 11. August bis

23. August 1958

Die *Putzereien* Stachelhausen und Papenberg verfahren denselben Urlaub wie die zugehörigen Gießereien, jedoch muß in beiden Abteilungen eine verkleinerte Belegschaft zur Fertigstellung besonders dringender Aufträge eingesetzt bleiben. Die notwendige Einteilung soll möglichst frühzeitig erfolgen.

In den *mechanischen Werkstätten*, *Lager*, *Versand* usw. kann der Urlaub von Mai bis September 1958 unter Berücksichtigung der betrieblichen Erfordernisse genommen werden. Urlaubswünsche sollen frühzeitig in den in Kürze zum Ausliegen kommen-

den Urlaubslisten bei den zuständigen Meistern angemeldet werden.

Instandhaltungsbetrieb, *Baubetrieb*, *Bahnbetrieb* und die *Reparatur-Schlossereien* Stachelhausen und Papenberg teilen den Urlaub nach ihren Erfordernissen ein.

Wohnungstauschwünsche

Geboten werden 2 Zimmer, ohne Bad, Paterre —

gesucht werden 2 1/2 Zimmer, mit Bad, Stadtmitte. Wohnungsverwaltung.

Geboten werden 4 Zimmer mit Bad und Küche, Stadtmitte —

gesucht werden 5 bis 6 Zimmer mit Küche und Bad in bester Wohnlage. Zu erfragen in der Redaktion.

Neue Gießereihallen in Stachelhausen

Die Verlagerung einer Reihe von Arbeitsplätzen in die neuen Gießereihallen in Stachelhausen ist in vollem Gange. Im Schiff A, in Verlängerung des Schmelzereischiffes, stapeln sich Kokillen und Pfannen und die Blockgießgruben sind bereits in Betrieb. Im Schiff 1 arbeiten schon einige Kleinhandformer und im Schiff 2/3 schafft eine Großhandformerguppe. Im vorderen Teil sind vier Hebezeuge und der größte Teil der Rollbahnen installiert. Nach restlicher Betonierung des Hüttenflurs können in einigen Tagen auch die letzten Kleinhandformer auf die neuen Arbeitsplätze übersiedeln. Dann wird die lästige Übergangsperiode, die durch den Großausbau bedingt war und manche Unannehmlichkeit mit sich brachte, beendet sein, und die Vorteile der großräumigen Hallen können freizügig genutzt werden.

Kleine Anzeigen

Bettcouch, einschläfrig, preiswert zu kaufen gesucht.

1 Konfirmationsanzug (Größe 41/42) und ein Paar schwarze dazu passende Halbschuhe (39) preiswert abzugeben.

Herrenanzüge, Größe 56 schwarz, Größe 56 grau, Größe 46 dunkelblau, Größe 46 braun, und ein Damenübergangsmantel, Größe 42, preiswert abzugeben.

Zu erfragen in der Redaktion.

Vergeude keine Energie - verwerte sie!

Im Begriff, an die Behandlung des gestellten Themas heranzugehen, fällt mir die Geschichte des seekranken Passagiers ein, der ein lecker und reichlich besetztes Tablett, das ihm der Steward anbot, kurzerhand über die Reeling des Dampfers warf, und in bezug auf das wenige, das er hätte bei sich behalten können, von seinem Standpunkt aus wirtschaftlich handelte, während der Steward gar nicht erst etwas hätte anbieten dürfen.

Wenn ich dieses Beispiel meinen Überlegungen vorausschicke, so deshalb, um uns in Erinnerung zu bringen, daß sich auch in unseren Betrieben noch recht viele kranke Passagiere befinden, die von ebenso vielen unvernünftigen Stewards betreut werden.

Im Hinblick auf den ständig wachsenden Energiebedarf sowie den erheblichen Energiekostenanteil am Arbeitsprodukt gilt es, für die Genesung und Belehrung der beiden etwas zu tun. Dies bedeutet in einem gut geführten Energiehaushalt die Befolgung der Mahnung:

Vergeude keine Energie — verwerte sie!
Was verstehen wir unter Energie?

Energie ist nicht nur, wie vielfach angenommen wird, elektrischer Strom im Gegensatz zum Wärmeinhalt der Brennstoffe; Energie ist vielmehr aller Vorrat an Arbeitsvermögen im Kraft- und Wärmehaushalt der Welt.

Wenn wir im Bereich der BSI von Energie sprechen, dann verstehen wir darunter die zur Anwendung gelangenden Energieträger, wie Kohle, Koks, Öl, Strom und Gas in den Produktionsstätten und Heizungsanlagen.

Wenn ich für diesen Bericht den Leitspruch wählte „vergeude keine Energie, verwerte sie“, so dachte ich an die eben aufgezählten Arten der Energie.

Der geldliche Aufwand zur Deckung der Energiekosten macht einen großen Teil unseres Umsatzes aus. Diese Tatsache berechtigt zu der Frage, wieviel Leerlauf in allen Energiearten entsteht, durch Unbedachtsamkeit, Gleichgültigkeit, mangelnde Überlegung, sagen wir ruhig: durch Faulheit der Sinne und des Körpers.

Was ist Leerlauf? Leerlauf ist immer Energieverschwendung. Wissenschaftlich ist Leerlauf der Lauf einer Maschine ohne Last: wir schicken auf der einen Seite Energie hinein, auf der anderen Seite kommt nichts heraus. Leerlauf entsteht aber auch dann, wenn man eine Lampe brennen läßt, obgleich es bereits taghell ist; wenn man versäumt, einen Wasserhahn abzudrehen, oder Gasflammen brennen läßt, die neben ihrer Funktion als Pfeifenzünder keine andere Aufgabe zu erfüllen haben.

Im allgemeinen glaubt man, daß diese Dinge nur Kleinigkeiten darstellen und nicht der Rede wert sind. Aber viele Wenig ergeben bekanntlich ein Viel. Ich kann dieses nicht besser als an Hand eines Beispiels erläutern.

Wir waren gezwungen, vor einigen Wochen Arbeiten am Gasnetz durchzuführen. Hierzu mußte im gesamten Werk das Gas abgedreht werden. Um bei Wiederaufnahme der Gasversorgung Unfälle durch ausströmende Gase zu vermeiden, wurde vor Beginn der geplanten Arbeiten ein Betriebsrundgang durchgeführt, um nicht abgedrehte Brennstellen außer Betrieb zu setzen. Hierbei waren wir gezwungen, etwa 50 Gasflammen zu löschen, die verantwortungslos Tag und Nacht, sogar über das Wochenende, brannten. Über Meßgeräte war es uns möglich, festzustellen, daß allein die abgedrehten Flammen einen Gasverbrauch von fast 70 Kubikmeter in der Stunde ergaben. Wenn man nun bedenkt, daß diese Gasmenge, falls sie ein ganzes Jahr lang verlorengelassen, einem Geldwert von 50 000 DM entspricht, der einfach weggeworfen wird, dann kann man nicht mehr von Kleinigkeiten sprechen. Vielmehr führt uns dieses Beispiel klar vor Augen, wie dringend notwendig es ist, im Zuge der Rationalisierung und der Sicherstellung unserer Arbeitsplätze dieser Verschwendung Einhalt zu gebieten.

Darum kann unsere Parole jetzt und in Zukunft nur lauten: Kampf dem Leerlauf.

Darüber hinaus sollten alle Mitarbeiter, die mit der Führung von Feuerstätten be-

auftragt sind, sich dessen bewußt sein, welche Werte ihnen anvertraut sind, und sorgfältig mit dem Energieträger umgehen. Dazu gehören: die wirtschaftlichste Einstellung der Öfen, das rechtzeitige Schließen der Ofentüren, sofortiges Abschalten der Wärmezufuhr nach Beendigung des

Arbeitsprozesses und vieles andere mehr. Alle Planungen der Betriebsleitung über Modernisierung von Anlagen können nicht von Erfolg gekrönt sein, wenn wir nicht alle mithelfen, jegliche Energieverschwendung zu vermeiden.

Herbert Huber

Auch das Büro muß rationell arbeiten

Es ist keineswegs zu verkennen, daß der neuzeitliche Industriebetrieb zur Ausweitung der Büroarbeit beigetragen hat. Gehen wir noch einen Schritt weiter und denken an die fortschrittlichste Betriebsform unserer Zeit, dann arbeiten in der automatisierten Produktion nur noch wenige Menschen körperlich. Die Hauptarbeit erfolgt in den Büros, in denen die gesamte Planung und Überwachung der Fertigung durchgeführt wird. Man kann mit ruhigem Gewissen behaupten, daß die menschliche Arbeit im Begriff steht, aus den Fabriken in die Büros abzuwandern. Die Statistik bestätigt diese Entwicklung, denn die Zahl der Angestellten hat in den letzten Jahren weitaus stärker zugenommen als die Anzahl der Arbeiter.

Die Bürotätigkeit steht auch heute noch bei den Arbeitnehmern höher im Kurs als die Arbeit an der Maschine in einer Werkstatt, auch wenn nach der Währungsreform der Arbeiter den Angestellten in finanzieller Hinsicht nicht nur erreichen, sondern auch teils überflügeln konnte. Trotz der gegenwärtigen Konjunktur wird es Aufgabe einer verantwortungsbewußten Unternehmensleitung sein, dafür Sorge zu tragen, daß die Verwaltung nicht zu einem bürokratischen Gebilde heranwächst. Deshalb werden sehr oft erfahrene Spezialisten damit beauftragt, die Rationalisierung in den Büros voranzutreiben.

Rationalisieren heißt, ein bestehendes Arbeitsverfahren durch ein besseres zu ersetzen. Besser kann aber ein neues Verfahren nur dann sein, wenn es die gleiche Leistung mit einer Kostensenkung verbindet. Folglich muß die Wirtschaftlichkeit der neuen Arbeitsmethode rechnerisch nachgewiesen werden, was nicht in jedem Falle leicht sein dürfte.

Bevor ein rationelles Arbeitsverfahren festgelegt werden kann, wird es stets notwendig sein, den Arbeitsablauf eingehend unter die Lupe zu nehmen. Der gesamte Vorgang muß in seine Einzelheiten zerlegt werden. Dem Untersuchenden stellt sich dabei die Aufgabe, unwichtige Griffe fortzulassen bzw in Verbindung mit einem anderen Arbeitsgang den ganzen Ablauf nicht nur zu verkürzen, sondern zusätzlich auch noch für den Ausführenden eine Arbeitserleichterung zu schaffen. Werden diese Forderungen erfüllt, dann ist das derzeitige Arbeitsbestverfahren gefunden. Es wird dem Leser aber einleuchten, daß auch bei uns von einer fortschreitenden Rationalisierung gesprochen werden kann; denn durch den technischen Fortschritt bietet sich immer wieder die Möglichkeit, jeden Arbeitsgang nach einer gewissen Zeit zu verbessern.

Aus der Fachliteratur und aus den täglichen Reportagen haben wir erfahren, daß die Büroarbeit im Laufe der nächsten Jahrzehnte weitgehend automatisiert werden wird. Deshalb wollen wir an der Schwelle dieses Umbruchs einmal kritisch prüfen, inwieweit unsere Büros, gleichgültig, ob sie nur der kaufmännischen Verwaltung dienen oder im Betrieb die Produktion lenken, den heutigen Leistungsanforderungen entsprechen.

Machen wir uns einmal die Mühe und sehen uns bei einer Anzahl von Mitarbeitern die Arbeitsplätze an. Was wird wohl in den Schreibtischen alles aufbewahrt? Zu unserer Überraschung wird ein großer Teil des Raumes leer sein, oder es finden sich viele Dinge, die besser an einen anderen Platz gehören oder mit der eigentlichen Arbeitsverrichtung nichts zu tun haben. Die Ordnung wird in den

meisten Fällen manche Wünsche offen lassen.

Jede Stenotypistin wünscht möglichst eine Schreibmaschine des neuesten Typs. Doch wer hat sich schon der Mühe unterzogen, die mitgelieferte Gebrauchsanleitung eingehend durchzustudieren? Wer ist mit den Funktionen sämtlicher Tasten und Hebel vertraut? Kennen Sie die Bedeutung der Anschlagregulierung bei einer modernen Maschine? Verwenden Sie die bewegliche Papieranlage, die sich oberhalb der Walze befindet? Haben Sie den Bogenendanzeiger richtig eingestellt, und benutzen Sie beim Schreiben von Listen den Tabulator?

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß in unseren Büros das rationelle Arbeiten unbekannt ist, und daß wir laufend gegen den Begriff Zeit verstoßen. Wundern wir uns dann noch, wenn Fachleute die Behauptung aufstellen, daß die Arbeit in den meisten Büros in einer weitaus kürzeren Zeit zu erledigen wäre? Trotzdem hören wir von unseren Angestellten die Klage: Ich habe keine Zeit — ich bin überlastet!

Nach meiner Ansicht sollte jede Bürokraft in der Lage sein, ihren Arbeitsplatz individuell und doch zweckmäßig einzurichten. Sämtliche Arbeitsunterlagen müssen übersichtlich geordnet in den Fächern, Auszügen und Schubladen untergebracht werden. Die üblichen Bürohilfsmittel, Radiergummi, Bleistift, Locher usw. müssen stets griffbereit zur Verfügung stehen, dh es ist diesen Gegenständen ein ganz bestimmter Platz einzuräumen. Jede Unordnung, die oft in manchen Büros zur Lebensgewohnheit geworden ist, bedingt nur zusätzliche Sucherei, die wiederum mit Zeitverlust verbunden ist. Die Artikelserie des „Schmelztiegel“ — „Herr Findig weiß Rat“ — will denjenigen Tips und Kenntnisse aus der täglichen Büroarbeit vermitteln, die willens sind, die Leistungsfähigkeit unserer Büros zu heben, sich die Arbeit zu erleichtern, das Arbeitsergebnis zu verbessern und dadurch die Arbeitsfreude zu steigern. Deswegen wäre es zweckmäßig, wenn sich unsere Angestellten auch für die Entwicklung der Bürotechnik im allgemeinen und für die Ratschläge des „Herrn Findig“ in der Arbeitszeitung im besonderen interessieren würden.

Herr Findig

Das freie Wochenende

Anläßlich der Ausführungen in der Januar-Ausgabe unter „und das meint Struppi“ über den freien Samstag sind verschiedentlich heftige Diskussionen entbrannt, in denen mehr oder weniger zum Ausdruck kam, daß es nicht wahr sei, daß viele den freien Samstag dazu ausnutzen, um zusätzlich in einem anderen Betrieb zu arbeiten und dadurch mehr Geld zu verdienen. (Die Kehrseite ist in der Arbeitszeitung genügend beleuchtet worden.) Wir geben hier deshalb eine Nachricht der Tageszeitung „Die Welt“ vom 14. 2. 1958 aus Hannover wieder, die zeigt, daß wir tatsächlich dem freien Samstag unsere besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, damit er nicht zu einem „Sonderarbeitstag“ ausartet:

Sonderarbeitstag

„R. S. (Hannover) — In den westdeutschen Arbeitsämtern wird seit einiger Zeit eine ungewöhnliche Entwicklung festgestellt. Von Monat zu Monat mehren sich die Anträge von Personen, die um eine Nebenbeschäftigung an den arbeitsfreien Sonntagen nachsuchen. Von der Industrie- und Handelskammer Hannover ist jetzt diese Entwicklung als ein bedenkliches Anzeichen angeprangert worden. Der freie Sonntag, so wird erklärt, ist in Gefahr, zu einem „Sonderarbeitstag“ zu werden, der weidlich dazu ausgenutzt wird, das Einkommen durch Mehrarbeit zu erhöhen.

Ist es wirklich der Drang zum Mehrverdienst, der hinter dieser Entwicklung steht? Oder äußert sich hier vielleicht die Tatsache, daß viele Arbeiter und Angestellte noch nicht so recht wissen, was sie mit ihrem freien Wochenende anfangen sollen?

Die verantwortlichen Stellen haben inzwischen schon Konsequenzen aus dem „Mißbrauch“ der Freizeit gezogen. Die Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung hat den Arbeitsämtern empfohlen, Anträgen auf Nebenbeschäftigung gegenüber sehr kritisch zu sein.

Erläuternd stellte die Bundesanstalt dazu fest, daß es einen Verstoß gegen die 48stündige Arbeitszeit bedeute, wenn bei einer Verteilung der 48stündigen Betriebsarbeitszeit auf fünf Werktage eine Vermittlung vorgenommen würde.“

... und das meint Struppi

Liebe Freunde in Betrieben und Büros!

Schon vor Monaten haben wir in den Zeitungen lesen können, daß einige Werke dazu übergegangen sind, die wöchentliche Lohnzahlung auf die monatliche umzustellen, und daß sie mit dieser gute Erfahrungen gemacht haben, das heißt: die betreffenden Belegschaften sind mit dieser Lösung zufrieden. Es ist deshalb wohl an der Zeit, daß auch wir uns mit diesem Problem befassen und uns seelisch darauf vorbereiten, daß unsere Arbeitskameraden in den Betrieben über kurz oder lang ebenfalls ihren Lohn monatlich empfangen, wenn zwischen Geschäftsleitung und Betriebsrat die entsprechende Vereinbarung getroffen worden ist. Noch ist es zwar noch nicht soweit, aber wir können mal drüber sprechen.

Wenn man die Gründe hört, die im allgemeinen und im besonderen gegen die monatliche Lohnzahlung vorgebracht werden, so fällt auf, daß sie in keinem Punkt stichhaltig sind und ausschlaggebend sein können.

Hauptsächlich wird angeführt, daß die Frauen daran gewöhnt sind, das Geld wöchentlich zu empfangen und mit ihm jeweils eine Woche hauszuhalten haben, daß aber die monatliche Lohnzahlung sie und ihre Familie in große Schwierigkeiten bringen würde, weil sie nicht den Überblick und keine Routine hätten, für eine so lange Zeit von vier Wochen das Geld richtig einzuteilen.

Vor einigen Tagen traf ich einen Werksangehörigen, der durch die Einstufung ins Zwischenverhältnis seinen Lohn seit einiger Zeit monatlich erhält. Auf die Frage, wie es denn nun ginge, sagte er, daß der monatliche Lohnempfang viel besser und günstiger sei als der wöchentliche. Das Wirtschaften und Haushalten falle ihm und seiner Frau viel leichter. Am 1. des Monats werde die Rechnung für den ganzen Monat aufgemacht, und dann wüßte man, was man zu verbrauchen habe. Der wöchentliche Lohnempfang bringe viel mehr Unsicherheit und Sorgen mit sich, weil man immer mit kleineren Beträgen

rechnen und von diesen jeweils noch kleinere zurücklegen müßte, um dann am Monatsende das Geld für die festen Ausgaben (Miete, Raten) liegen zu haben. Das sei beim monatlichen Lohnempfang viel einfacher und gebe eine gewisse finanzielle Sicherheit. Er jedenfalls sei aus eigener Erfahrung der Überzeugung, daß der monatliche Lohnempfang besser sei.

Diese Feststellung und Erfahrung des Arbeitskameraden erscheint mir besonders wichtig und spricht ohne Zweifel für die monatliche Lohnauszahlung.

Verschiedentlich wird gegen diese vorgebracht, daß die Familien beim Übergang von der wöchentlichen zur monatlichen Lohnauszahlung in eine Notlage kommen würden. Dazu ist zu sagen, daß natürlich Möglichkeiten der finanziellen Überbrückung gegeben werden. Das ist ganz klar und wird keine Schwierigkeiten verursachen.

Im übrigen erhalten Millionen Familien ihr Geld ebenfalls am Monatsende und sehr viele sogar in der Monatsmitte und kommen seit Jahr und Tag zurecht. Für die Hausfrauen ist es doch ganz bestimmt leichter, den Haushaltsplan für den ganzen Monat aufzustellen und danach zu wirtschaften, als jede Woche mit einem kleineren Betrag immer im Hinblick auf den ganzen Monat rechnen zu müssen.

Nun meinen einige, daß es doch bekannt sei, daß in den Portemonnaies vieler Gehaltsempfänger bereits am 15. der letzte sei. Das mag hier und dort der Fall sein und ist eine private Sache des einzelnen. Man kann auch bei Wochenlohnempfängern beobachten, daß bei manchen am Montag bereits Mittwoch vor dem Zahltag ist. Das besagt nichts und geht auch niemanden etwas an, was die einzelnen mit ihrem Geld machen und wie sie es verbrauchen. Es braucht ja niemand für sie zu hungern. Jedenfalls hat dieser Einwand nichts mit der monatlichen Lohnauszahlung zu tun.

Es ist aber auch nicht einzusehen, warum die Frau, die das Geld jetzt wöchentlich erhält, nicht genau so gut wirtschaften könnte, wenn sie es monatlich bekommt.

Ich mache heute mit der Möglichkeit der monatlichen Lohnauszahlung bekannt, damit sich alle schon jetzt darauf einstellen

können und der Übergang dann leichter wird.

Wir haben uns mit einigen Werken in Verbindung gesetzt, die die monatliche Lohnauszahlung bereits eingeführt haben, um zu hören, wie sich diese bei ihnen eingespiegelt hat, und werden deren Erfahrungen in der nächsten Ausgabe bekanntgeben.

In diesem Zusammenhang veröffentlichen wir anschließend Auszüge aus einem Artikel aus dem Funktionsorgan des Deutschen Gewerkschaftsbundes „Die Quelle“, in dem ebenfalls zu der monatlichen Lohnauszahlung Stellung genommen wird:

Monatliche Lohnzahlung

„An Rhein und Ruhr wird neuerdings über die Frage diskutiert, ob künftig der Lohn monatlich gezahlt werden soll. Das Problem ist durch die Verkürzung der Arbeitszeit aufgetaucht. Bei der wöchentlichen und dekadensweisen Lohnzahlung kommt es öfter vor, daß Kollegen während der Freischichten zur Löhnung in den Betrieb kommen müssen oder aber ihr Geld erst einen Tag später in Empfang nehmen können.

Die Dortmund-Hörder Hüttenunion zahlt deshalb im Einvernehmen mit dem Betriebsrat seit 1. Oktober einen Monatslohn. Die August-Thyssen-Hütte stellte vom 30. Oktober ab die dekadensweise Löhnung auf eine vierzehntägige um. Das Hüttenwerk Oberhausen will die monatliche Löhnung ab 1. April nächsten Jahres durchführen.

Die augenblickliche Diskussion in den Betrieben ist von den Kollegen, die sich mit diesen Plänen noch nicht anfreunden können, mehr vordergründig geführt worden. Vor allem sind oft die Bedenken zu hören, daß den Hausfrauen die Einteilung des Geldes schwerer gelingen werde, wenn sie es auf einmal erhalten. Millionen Frauen, z. B. die weiblichen Angestellten, die Ehefrauen von Angestellten und nicht zuletzt die Rentnerinnen, kommen jedoch mit monatlich ausgezahltem Einkommen zurecht und beweisen so, daß dieses Argument nicht stimmt.“

fsg.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich
Euer *Struppi*

Jubilarfeier



Im Bökerbau Saal 3

von links nach rechts: Karl Horn, Helmut Interthal, Otto Odenthal, Alfred Schürmann, Fr. Elli Gräfe, Hans Hühn, der Jubilar Otto Gräfe (40 Jahre Mitarbeit), August Willems, Erich Festerling, Albert Beverungen

Die Gewinderohrverbindung mit Tempergußfittings

O. J. SCHLEIMER

II



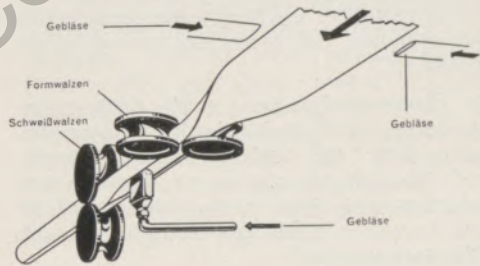
Gewinderöhren

Die allgemeine Verwendung von schmiedeeisernen Röhren zur Fortleitung von Gasen, Dämpfen und flüssigen Stoffen stammt erst aus verhältnismäßig später Zeit. Sie begann etwa mit dem Gebrauch des Leuchtgases zur öffentlichen Beleuchtung in London, also gegen Anfang des 19. Jahrhunderts, da hier zum ersten Male ausgedehnte Rohrleitungen gebraucht wurden, die auch gasdicht sein mußten. Da eine unbedingte Austauschbarkeit erforderlich war, mußten die Leitungen aus einzelnen Stücken an Ort und Stelle zusammengesetzt werden. Die ersten Gasleitungen sollen übrigens aus Gewährläufen gemacht worden sein, weil diese nach Beendigung des Krieges zwischen England und Frankreich in größeren Mengen auf den Markt geworfen wurden und daher billig erstanden werden konnten.

Die Gewehrläufe der alten Vorderlader wiesen eine für diesen Verwendungszweck geeignete leicht konische Form auf, sodaß man das dünnere Ende in das weitere hineinschrauben und dadurch in einfacher Weise eine gute Dichtung erzielen konnte. Es handelte sich offensichtlich um einfache geradlinige Rohrleitungen, da Abzweige und Richtungsänderungen der Rohrleitungen mit diesen Rohrelementen nicht durchgeführt werden konnten. In welcher Weise Rohrverbindungsstücke Verwendung fanden, ist nicht mehr zu ermitteln.

Cornelius Whitehouse erfand 1825 die Herstellung feuergeschweißter Röhre aus Bandeisen, auch Gasrohre genannt, ein Verfahren, welches Albert Poensgen 1845

in Deutschland einführte. Dieses Verfahren wurde als Feuer-Preßschweißung in der Neuzeit durch das Fretz-Moon-Verfahren verbessert, welches die Fertigung von Röhren in ununterbrochener Folge aus einem zu endlosem Band zusammengeschweißten Bandeisen ermöglichte. Da Fretz-Moon-Röhren warmgewalzt werden, besitzen sie keine innere Spannungen und haben ein gleichmäßiges Gefüge. Weitere Verfahren zur Herstellung geschweißter Röhren aus Bandeisen bestehen in der Anwendung der Autogen-, der elektrischen Widerstand-, der Induktions- und der Unter-Pulver-Schweißung.



Schematische Darstellung des Fretz-Moon-Verfahrens

Das nahtlose Rohr aus einem massiven Rundblock wurde 1885 von den Gebrütern Mannesmann auf einem Schrägwalzwerk erstmalig hergestellt. Aber erst fünf Jahre später gelang es, die aus der Schrägwalze kommenden dickwandigen Röhren über einem Dorn auf einer besonderen Kalibrier-Rundwalze im Pilgerschritt-Walzwerk auf dünne Wandungen auszuwalzen. Aus Bandeisen geschweißte Röhren werden heute Gewinderöhren, früher Gasröhren, genannt, und haben sich im neuzeitlichen Rohrleitungsbau durchgesetzt. Ein Versuch, andere Rohrarten einzuführen,

wurde vom Verbraucher aus Gründen der Lagerhaltung und der Wirtschaftlichkeit abgelehnt.

Rohrart	DIN-Norm	Oberflächenbeschaffenheit
Leichte Gewinderohre	2439	schwarz und verzinkt
Mittelschwere Gewinderohre	2440	schwarz und verzinkt
Schwere Gewinderohre	2441	schwarz und verzinkt

Die Röhren sind in ihren Werkstoffen, Abmessungen und in ihren Toleranzen international genormt und unabhängig vom Hersteller austauschbar. Es bestehen Vorschriften über die Verwendung der Röhren; zum Beispiel wird das mittelschwere Gewinderohr DIN 2440 für Gas- und Wasserinstallationen im Wohnungsbau vorgeschrieben. Um ein einwandfreies konisches Außengewinde nach DIN 2999 auf ein Rohrende aufschneiden zu können, ist die Einhaltung der Konizität 1:16, der Gewindelänge, der zulässigen Wanddicke am Rohrende und die Erzielung eines voll ausgeschnittenen Gewindes von größter Bedeutung. Die mittelschweren Gewinderohre DIN 2440 besitzen genügend große Wanddicken, um diese Forderung zu erfüllen.

In Zentralheizungen und Kaltwasseranlagen werden die leichten Gewinderohre DIN 2439, und im hochbeanspruchten Rohrleitungssystem im Kessel-, Maschinen- und Apparatebau hauptsächlich die schweren nahtlosen Dampfrohre nach DIN 2441 verlegt.

Temperguß-Fittings

Als das erste Rohrgewinde in seinen Abmessungen von Whitworth im Jahre 1841 festgelegt wurde, war der Werkstoff Temperguß oder, wie er in England hieß, „Malleable Cast Iron“ (hämmerbares Gußeisen) längst bekannt. Im Jahre 1670 wurde er durch den in England lebenden Prinzen Ruprecht von der Pfalz erfunden, und um etwa 1720 von dem französischen Forscher Réaumur in allen Einzelheiten beschrieben. Jedoch geriet dieser Werkstoff vorübergehend in Vergessenheit, bis der Engländer Samuel Lucas im Jahre 1804 er-



neut seine Bedeutung erkannte. In den verschiedensten Landesteilen Englands setzte alsbald eine beträchtliche industrielle Erzeugung ein, die ein paar Jahrzehnte später auch auf das europäische Festland übersiedelte. Nur wurden aus diesem „hämmerbaren Gußeisen“ keine Fittings, sondern anfänglich kleine dünnwandige Gußstücke, wie z. B. Steigbügel, Beschläge, Schlüssel, Hufeisen, Werkzeuge und sogar Nägel abgegossen. Mit dem Verlegen der ersten Gas- und Wasserleitungen aus Gasröhren um das Jahr 1830 wurde die Schaffung geeigneter Verbindungsstücke immer vordringlicher.



Die schmiedeeisernen Fittings, welche damals handwerklich im offenen Feuer geschmiedet und danach aufgebohrt oder aus Rohrstücken ebenfalls im Schmiedefeuer zusammengeschweißt wurden, stellten ein gutes Verbindungselement für die einfachen Rohrleitungssysteme der damaligen Zeit dar. Je mehr Gas- und Wasserleitungen jedoch in Häusern und Wohnungen installiert wurden, desto mehr Ver-

bindungsmöglichkeiten mußten innerhalb dieser Rohrsysteme geschaffen werden.

Die sich in starker Aufwärtsentwicklung befindliche Erzeugung von Temperguß mit seiner guten Vergießbarkeit, seiner Bildsamkeit und Zähigkeit bildete nun die technische Voraussetzung für die neuen Verbindungsstücke, d. h. für die Fittings aus Temperguß. Die ersten Modelle erschienen gegen 1845 auf dem englischen Markt und wurden etwa 15 Jahre später auch in den übrigen europäischen Ländern hergestellt. Ihre Formgebung und Baulängen übernahmen sie von ihren schmiedeeisernen Verwandten; sie besaßen glatte Anschlußenden. Um das Jahr 1900 erfolgte die Einführung der Randfittings, deren Randverstärkung eine bessere Aufnahme der Radialkräfte beim Zusammenschrauben einer Gewindeverbindung gewährleistete.

Das anfänglich kleine und bescheidene Fittings-Modellprogramm wurde von Jahr zu Jahr größer. Außer den Fittings-Grundformen, wie Krümmer, Te-, Kreuz-Stücke, Nippel, Muffen und Verschraubungen entstanden Sondermodelle für alle möglichen Zwecke.

Ein Tor zu einem Ausstellungsstand 1902, aus den verschiedensten Fittingsmodellen

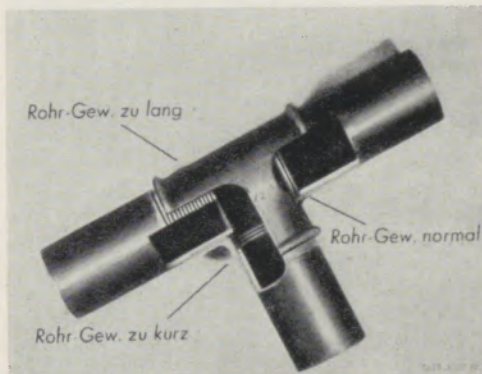


gefertigt, demonstriert die Vielfalt der Verbindungsmöglichkeiten mit Temperguß-Fittingsmodellen, — eine zwar dem Zeitgeschmack entgegenkommende, aber künstlerische und technische Verirrung.

Die großen Fittingswerke besaßen ein Lieferprogramm bis zu 9000 Modellen, von denen eine Anzahl laufend Verwendung fanden. Der größte Teil von ihnen diente jedoch Spezial-Konstruktionen und wurde nach einigen Jahren infolge der sich stetig ändernden Montageverfahren immer weniger gebraucht.

Zunächst zeigten die Fittingswerke wenig Neigung, die Abmessungen der Fittings zu normen. Im Oktober 1920 schrieb der Fittingsverband im Namen sämtlicher deutscher Fittingsfabriken an den Deutschen Normenausschuß, daß kein Bedürfnis nach Normung weder der Verschraubungen noch der Fittings vorläge. Es waren aber dann die Verbraucherkreise, die immer energischer auf Normung drängten. Der Handelsschiff-Normenausschuß im Namen der Schiffswerften, der Maschinenbau, die Zentralheizungsindustrie und in Sonderheit die chemische Industrie versuchten einige Normen festzulegen. Inzwischen hatte im Jahre 1922 die British Engineering Association die Baulängen der Fittings genormt, welche von den deutschen Fittingsnormen abwichen. Erst in einer internationalen Sitzung 1927 gelang es, einheitliche Abmessungen für die Tempergußfittings zu empfehlen. In weiteren internationalen Gemeinschaftsarbeiten, die durch den Krieg unterbrochen wurden, fanden diese Normungsarbeiten im Rahmen der ISO im Jahre 1956 ihren Abschluß.

(Fortsetzung folgt)



August Dietrich
ist Abbrenner in der
Stahlgußputzerei
Stachelhausen und trennt
mit dem Gasschneidbrenner
die Trichter und Angüsse
von den Gußstücken ab.



Gerhard Schulz
ist Hubwagenfahrer im
Werk Stachelhausen
und transportiert Sand
innerhalb der Formerei
und Gußstücke aus der
Gießerei in die Stahl- und
Chromgußputzerei.



ARBEITSMERADEN

Erich Schmidt
stellt als Kernmacher
in der Kernmacherei
Stachelhausen Radstern-
und Erstarrungskerne
verschiedener Größen her.

Adolf Thiel
legt in der Kernmacherei
Stachelhausen die
Blockgußformen zusammen
und macht sie zum
Gießen fertig.



Es grünt und blüht am Arbeitsplatz



Begonien — der Name allein schon weckt die Vorstellung von entweder prächtig gezeichneten Blättern bei der einen oder wundervollen Blüten bei der anderen Art.

Besonders schön gezeichnet ist die Blattbegonie, *Begonia rex*. Sie ist ein Kind des tropischen Regenwaldes und wächst dort flach auf dem Boden oder als Epiphyt. Ein ähnliches Klima, also schattig und feucht, verlangt sie auch bei uns. Wenn man über einen solchen Platz für sie nicht verfügt, sollte man den Erwerb dieser Pflanze lieber erst nicht vornehmen, denn Sonnenlicht führt zu schweren Gewebsverbrennungen, und die sonst so schöne Pflanze kränkelt und stirbt rettungslos ab. Den Topf sollte man mit einer Lichtmarke versehen und die Pflanze so wenig wie möglich von ihrem einmal bestimmten Platz bewegen. Niemals dürfen die Blätter benetzt werden. Das Gießen aber während der Hauptwachstumszeit vom Frühling bis zum Herbst muß reichlich erfolgen. Alle 8 bis 10 Tage kann man eine Kopfdüngung vornehmen. Auch im Winter möchte die Rexbegonie warm stehen. Man muß dann indirekt sprühen, um die nötige Luftfeuchtigkeit zu erzielen.

Weniger empfindlich, aber auch längst nicht so schön gezeichnet ist die Strauchbegonie, von der es eine Anzahl Hybriden gibt. Sie wächst während des ganzen Jahres und bekommt, wenn es sich um ältere Exemplare handelt, oft viele Büschelchen weißer oder rosa Blüten. Besonders interessant ist die Vermehrung der Blattbegonienarten: die Hauptader wird an der Unterseite des Blattes mehrmals ein-

geschnitten, mit dieser Seite auf eine Schale mit feuchtem Sand gelegt und mit Steinchen beschwert. Gut feucht halten durch Übersprühen. Bald zeigen sich Würzelchen an den Schnittstellen, und man kann viele kleine Begonien neu heranziehen.

Die Blütenbegonien vertragen mittlere Besonnung. Von ihnen kennen wir die Semperflorens, mancherorts auch fälschlich „Fleißiges Lieschen“ genannt, und dann die Lorraine-Begonie, die bei uns in den Blumengeschäften meist zu Weihnachten angeboten wird. Während die erste fast unverwüstlich ist, ist die Weiterkultur der zweiten im Zimmer nicht möglich.



Dankbar, weil man immer wieder Freude an ihr haben kann, ist besonders die *Begonia tuberhybrida*. Sie blüht den ganzen Sommer bis in den späten Herbst in leuchtenden Farben, außer Blau. Es gibt Blüten bis zu 20 cm Durchmesser, — ein-

fache, halbgefüllte und gefüllte Sorten, gefranste, gekrauste und gestreifte Arten, aber auch hängende Begonien, die ganz besonders hübsch in Ampeln aussehen.

Man kann Begonien natürlich meist ab Mai als blühende Pflanzen kaufen, aber ganz besonders reizvoll ist es, sich jetzt Knollen zu besorgen, sie in einen Topf mit Begonienerde zu legen. Dabei so vorgehen, daß der Rand der Knolle in Höhe des Topfrandes liegt. Mäßig warm stellen und gelegentlich übersprühen, so daß die Erde feucht bleibt. Nach Austrieb der Blätter mehr gießen und gelegentlich auch düngen. Halbschattig halten und viel Frischluft zuführen. Wir haben dann durch den ganzen Frühling, Sommer und Herbst eine blühende Blume und können die Knolle nachher überwintern und das Spiel im Februar nächsten Jahres wieder beginnen.

Wir und der deutsche Osten

Nach Ostland geht unser Ritt . . .

(Fortsetzung)

Der Große Kurfürst widmete seine ganze Kraft vor allem dem inneren Aufbau seines brandenburg-preußischen Staates. War der Adel, der durchweg den gesamten Großgrundbesitz in Händen hielt, dem Herrscher in der Gestellung der Offiziere verpflichtet, so gelang es dem Großen Kurfürsten erst nach einem jahrelangen und zähen Kampf mit den Bürgern, der Ständeherrlichkeit teils durch Gewalt ein Ende zu setzen. Damit versuchte der nach und nach alles durchdringende Absolutismus, aus seinen Bürgern Untertanen zu machen.

Für das soeben befreite und noch dünn bevölkerte Ostpreußen suchte der Große Kurfürst vor allen Dingen Siedler. Er fand diese in den wegen ihres Glaubens aus Frankreich vertriebenen Hugenotten. Auch in den Niederlanden waren Bauern, Handwerker und Fischer bereit, seinem Ruf zu folgen. Die ostpreußische Stadt „Preußisch-Holland“ wurde zum überlieferten Denkmal dieser tüchtigen Siedler.

Die Innenpolitik zwang den Großen Kurfürsten recht oft, in Königsberg Aufenthalt zu nehmen. Von hier aus überwachte er die Entwicklung des Handels und den Ausbau der ostpreußischen Verkehrswege. Durch den Bau des Großen Friedrichs-Grabens, einer Wasserstraße, wurden nicht nur die Städte Königsberg und Tilsit verbunden, sondern das gesamte Hinterland — besonders das von Natur aus verkehrsfeindliche Moosbruch — wurde erschlossen. Die landwirtschaftlichen Produkte dieser Gebiete konnten nunmehr unter Ausnutzung der zahlreichen Flüsse und des neuen Wasserweges auf den Markt der Städte gebracht werden.

Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Entwicklung mußte die Stärkung der militärischen Macht erfolgen. Aus diesem Grunde fanden die Festungsanlagen von Pillau

eine Erweiterung, so daß der soeben ins Leben gerufenen kurbrandenburgischen Flotte ein sicherer Ankerplatz zur Verfügung stand. Das schlagkräftige Heer unterstrich seine Bedeutung dadurch, daß die Schwedeneinfälle von 1674 und 1678 erfolgreich abgewehrt und der Feind in einer waghalsigen Verfolgung über die zugefrorenen ostpreußischen Haffe bis in den baltischen Raum zurückgedrängt wurde.

Die Geburt Preußens

Hatte der Große Kurfürst seinem Staat durch eine weitsichtige Innenpolitik eine solide Grundlage gegeben, so liebte sein Sohn Friedrich III. von Brandenburg die Entfaltung der barocken Pracht. Er ließ sich in der Schloßkirche seiner Geburtsstadt Königsberg am 18. Januar 1701 in einer pomphaften Krönungsfeier die Krone auf das Haupt setzen und nannte sich Friedrich I. König von Preußen.

Damit war der preußische Staat geboren, und die Geschichte des Staates Preußen begann.

Als die raue und kraftvolle Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I., genannt der Soldatenkönig, die Regierungsgeschäfte übernahm, verfolgte er in geschickter Weise die Ostpolitik seines Großvaters. Er verstand es, den ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburgern im Raume von Gumbinnen eine neue Heimat zu geben und den Strom der deutschen Siedler nach dem Osten zu erhalten.

Friedrich der Große war nicht nur ein kluger Feldherr, sondern zeichnete sich auch als Diplomat aus. Als der polnische Nachbarstaat, der Ostpreußen umklammert hielt, in sich zerfiel, sicherte sich der preußische König in der ersten Teilung Polens 1772 auf friedlichem Wege die Rückgabe Westpreußens, außer Danzig und Thorn, das Ermland und dazu das Netzegebiet. In der zweiten Teilung Polens 1793 fielen

Danzig, Thorn, Posen und Südostpreußen an Preußen. Damit war die Landverbindung zwischen Brandenburg, dem Kern Preußens, und Ostpreußen hergestellt und gleichzeitig das Ziel der preußischen Ostpolitik erreicht. Der Staat Preußen bildete erstmalig in seiner Geschichte ein geschlossenes Territorium, das über ein Jahrhundert Bestand hatte.

Napoleon

Die völlige Auflösung Polens war nach den vorausgegangenen Teilungen nicht mehr aufzuhalten. Im Jahre 1795 wurde das Weichselland einschließlich Warschau als Neu-Ostpreußen und Neu-Schlesien dem Königreich Preußen angeschlossen, und der polnische Staat verschwand vorübergehend von der Landkarte.

Versuchte auch das mächtige Preußen sich von kriegerischen Verwicklungen fernzuhalten, so wurde es doch von Napoleon angegriffen und in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt überrannt. Der Kriegslärm drang bald bis nach Ostpreußen hinauf. Die stark angeschlagenen preußischen Heere hielten noch einmal durch die Unterstützung der Russen den Siegeszug Napoleons in der Schlacht von Preußisch-Eylau (1807) auf. Aber in den Kämpfen um Heilsberg und Friedland wurde das zerfallende Heer der Preußen und Russen durch den Korsen entscheidend geschlagen. Die preußische Königin Luise mußte mit ihrer Familie die Flucht über die Kurische Nehrung nach Memel, der nördlichsten Stadt Preußens, wagen. Im Frieden zu Tilsit verlor Preußen fast die Hälfte seines Landesbesitzes. Ostpreußen dagegen blieb Preußen erhalten und gewann durch die veränderte politische Situation stark an Bedeutung.

Als Napoleon die Vorbereitungen für seinen Feldzug gegen Rußland traf, ließ er die Verbindungsstraße Königsberg—Eydtkuhnen als feste Straße ausbauen. Ostpreußen sah den riesigen Heerwurm nach Osten ins Verderben ziehen und erlebte Monate später den Rückzug der geschlagenen „Großen Armee“.

Bereits im Jahre 1808 hatten die Schüler Kants, die zu den Reformern Preußens zählten, in der erlassenen Städteordnung die sittlichen Kräfte des Volkes aufgerufen und an die Eigenverantwortung appelliert. In den kalten Februartagen des Jahres

1812 hatte sich der Landtag im Ständehaus zu Königsberg zusammengefunden, und Yorck fand begeisterte Zustimmung, als er zum Volksaufstand und zur Befreiung Europas vom napoleonischen Imperialismus aufrief.

Ein Jahrhundert friedlicher Entwicklung

Erst als Napoleon nach langjährigen Kämpfen in die Verbannung auf die Felseninsel St. Helena geschickt wurde, trafen sich die europäischen Diplomaten auf dem Wiener Kongreß (1815). Hier tauschte Preußen, das die weiten polnischen Gebiete bevölkerungspolitisch nicht durchdringen konnte, Neu-Ostpreußen und Neu-Schlesien gegen Teile von Sachsen ein.

Nach diesen ereignisreichen Zeiten folgte für Ostpreußen eine Zeit der friedlichen Entwicklung, die über ein Jahrhundert anhielt. Die Bevölkerungszahl der Provinz stieg ständig, und Königsberg wurde mehr und mehr zum kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum des östlichen Raums. Der Ausbau des Seekanals Pillau—Königsberg ermöglichte es selbst Seeschiffen, bis nach Königsberg zu kommen und machte Königsberg zu einem wichtigen Ostseehafen. Eine bodenständige Industrie begann sich zu entwickeln, und in den Städten und Dörfern der Provinz konnte man deutlich den wirtschaftlichen Aufschwung feststellen. Die staatlichen Domänen zeichneten sich als Musterbetriebe ab und veranlaßten eine intensivere Bearbeitung des Ackerbodens. Ostpreußens Bedeutung konnte als Kornkammer Preußens nicht mehr verkannt werden.

Der 1. Weltkrieg

Das friedliche Leben der Provinz wurde jäh durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges unterbrochen. Die ostpreußische Bevölkerung wurde zur Flucht vor der sich heranwühlenden russischen Heeresmasse gezwungen. Sollte ursprünglich Ostpreußen dem Feinde preisgegeben werden, so erhielten in letzter Minute Hindenburg und Ludendorff die Weisung, Rußland den Einmarsch nach Deutschland zu verwehren. In einem harten Ringen erlitt die südliche russische Armee in der Schlacht von Tannenberg eine vernichtende Niederlage. In der folgenden Winterschlacht von Masuren (1915) gelang es, Ostpreußen endgültig freizukämpfen. An diesem militärischen

Erfolg hatten nicht nur Ostpreußen, sondern fast alle Volksstämme Deutschlands Anteil. Selbst polnische Einheiten, die damals im deutschen Heer kämpften, hielten treu zur deutschen Fahne.

Verhängnisvoller „Friede“

Das blutige Völkerringen des ersten Weltkrieges endete für Deutschland mit dem unglückseligen Friedensdiktat von Versailles. Trotz günstiger Abstimmungsergebnisse für Deutschland wurde eine Grenze gezogen, die die preußischen Ostgebiete zur Insel werden ließ. Große und reindeutsche Gebiete Westpreußens und Posen mußten an den von deutschen Staatsmännern während des Krieges gegründeten Staat Polen abgetreten werden. Der sogenannte polnische Korridor entstand und zerschnitt das Deutsche Reich in zwei Teile. Die Stadt Danzig mit seinem Hinterland wurde zum Freistaat unter polnischer Zollhoheit erklärt. Das deutsche Land mit der Stadt Memel nördlich des gleichnamigen Stromes fiel an den durch Versailles neuerstandenen Staat Litauen.

Trotz der blutenden Grenzen begann Ostpreußen, das sich nunmehr aus den restlichen Teilen West- und Ostpreußens zusammensetzte, seine Kräfte neu zu sammeln. Im Jahre 1920 eröffnete Reichspräsident Ebert die erste Deutsche Ostmesse (Dok) in Königsberg und legte damit gleichzeitig den Grundstein zur weiteren industriellen Durchdringung des Landes. Königsbergs Hafen nahm ständig an Kapazität zu und wurde nach Stettin der bedeutendste Ostseehafen Deutschlands. Die wirtschaftlichen Impulse, die von Königsberg ausgingen, waren in der ganzen Provinz spürbar. Ostpreußen blieb nach wie vor landwirtschaftliches Überschußgebiet und übernahm einen Teil der Versorgung der damaligen Reichshauptstadt Berlin.

Der 2. Weltkrieg

Leider gelang es den europäischen Politikern nicht, eine allseitig befriedigende Entspannung in dem ehemaligen deutschen Ostraum herbeizuführen.

Im Frühjahr 1939 gab der litauische Staat das Memelland, ohne Entschädigungsansprüche zu stellen, an Deutschland und damit an Ostpreußen zurück. Die Beseitigung des polnischen Korridors dagegen

wurde im gleichen Jahre Anlaß zum Ausbruch des zweiten Weltkriegens. Die polnischen Armeen, von Deutschland und Rußland in die Zange genommen, lösten sich nach hartnäckigem Widerstand auf, und Polen mußte eine neue Teilung über sich ergehen lassen. Der gesamte Ostraum erlebte durch Deutschland und Rußland eine völlig neue Gestaltung. Polen verlor seine Souveränität und verschwand wieder einmal von der Landkarte. Deutschland begann in den ehemaligen preußischen Provinzen wie auch in den neugewonnenen Ostgebieten eine wenig sinnvolle und unheilvolle „Germanisierung“.

1944/45 brandeten wiederum russische Armeen gegen Ostpreußens Grenzen, und die Bevölkerung entschloß sich wie im Jahre 1914 zur Flucht. Doch diesmal sollte es keine Wiederkehr geben. Erbarmungslos zog die zerstörende und mordende Kriegsfurie über Stadt und Land dahin. Im Monat Mai 1945 kapitulierten die letzten deutschen Wehrmachtsverbände, die auf der Frischen Nehrung in einem hoffnungslosen Kampf standen.

Grausames Ende

Der zweite Weltkrieg (1939 bis 1945) fand für Deutschland in der Potsdamer Konferenz seinen Abschluß. Die Großmächte faßten einen harten und verhängnisvollen Beschluß für die jahrhundertealten reindeutschen Ostgebiete. Das Gebiet nördlich der Linie Braunsberg—Goldap unterstellten sie der russischen Verwaltung, während der südliche Teil Ostpreußens, Danzig, Westpreußen, Posen, Pommern und Schlesien bis zur Oder-Neiße-Linie dem nach Westen vorgeschobenen polnischen Staat zur Verwaltung übergeben wurden. Damit nicht genug — nach 1945 begann die systematische Zwangsaussiedlung der in den vorstehend genannten Gebieten verbliebenen deutschen Bevölkerung, die noch heute andauert.

Ostpreußen, über dem der Zauber einer reinen und unverbrauchten Natur lag, war schon immer Grenzland, und seine Bevölkerung verstand sich mit den slawischen Nachbarn. Für das deutsche Volk hat dieser Schicksalsraum seine Tradition. Möge deshalb einst der Ruf „Gen Ostland wollen wir reiten ...“ zur friedlichen Rückkehr aller Ostpreußen erschallen.

Gerhard Froese



In der Schmelzerei Stachelhansen

von links nach rechts: Karl Alfred Neff jun., Walter Melchers, Fritz Rubensdörffer, Waltraud Neff als Schwiegertochter, Reinhard Manthey, der Jubilar Karl Neff, (50 Jahre Mitarbeit), Ewald Merten, Frau Luise Neff, Gustav Kasische, Gustav Heinemann, Ewald Langenberg, Karl Mattik.



Im Instandhaltungsbetrieb (Schlosserei)

von links nach rechts: Ewald Vatteroth, August Jungk, Karl Kaulhold, Frau Elli Meier, Josef Fierke, der Jubilar Willi Meier (25 Jahre Mitarbeit), Hans Bindernagel, Hans Müller, Fritz Gohlke, Erich Kosiowski

Wasser ist zum Waschen da . . .

Aus Statistiken kann man ersehen, daß bei uns in Deutschland der Verbrauch an kosmetischen Mitteln, als da sind: Parfüm, Puder, Creme, Lippenstift, Augenbrauentuschen, Nagellack und Haarwasser, in den letzten Jahren überaus hoch angestiegen ist, so daß wir, nach Frankreich und den Vereinigten Staaten, in dieser Beziehung mit an der Spitze stehen. Aber nun kommt eine andere Statistik, und die erläutert die Kehrseite der Medaille, nämlich, was den Konsum an Seife betrifft: dieser hat nach den Nachkriegsjahren geradezu rapide abgenommen, und wir stehen an — 14. Stelle!

Wenn man alte Schlösser besichtigt oder in jene Abteilungen der Museen geht, die darüber Aufschluß geben, wieweit den Forderungen der Hygiene in vergangenen Jahrhunderten Rechnung getragen wurde, dann werden die winzigen Waschgelegenheiten meistens spöttisch belächelt, die man uns zeigt, und die meist noch nicht die Größe eines Suppentellers oder höchstens einer mittleren Kartoffelschüssel haben. Und die Badewannen, soweit sie überhaupt vorhanden? Nun, in der Rokokozeit empfing die vornehme Dame ihre Besucher zwar in der Badewanne, die aber beileibe nicht etwa mit Wasser gefüllt war, sondern höchstens diskret unter einem duftigen blauen oder grünen Schleier Wasser — vortäuschte. Für das Waschen war man keineswegs; man benutzte ja reichlich Parfüm und Puder, die alles schön zudeckten — den Schmutz und auch die unangenehmen Gerüche.

Man wird einwenden können, daß die damalige Zeit und ihre Menschen weder etwas über Körperkultur noch über Wohnhygiene wußten. Und heute? Wie steht es heute damit? Von allen Seiten wird Reklame für Seife und Badezusätze gemacht; von allen Seiten werden wir ermahnt, dafür zu sorgen, daß unser Körper neben der Luft ebenso nötig das Wasser braucht und zum gründlichen Reinigen die Seife. Wasser wird gerade in den neuen Wohnvierteln reichlich verbraucht, teils zum Wäschewaschen, aber größtenteils für die Reinigung der fahrbaren Untersätze; zum Baden und zur täglichen Körperwäsche

fließt der aller kleinste Teil in die Kanalisation.

Abends ist man meist zu müde, um sich noch gründlich zu waschen, und morgens — nun — morgens geht es in aller Eile eben mal mit dem Waschlappen, der meist nicht einmal richtig naß ist, „durchs Gesicht“, und man kommt sich sauber vor! Man kommt sich aber eben auch nur so vor, denn der Mitmensch, mit dem wir zu tun haben, traut seinen Augen kaum wegen des ungewaschenen Halses der Schönen und noch weniger seiner Nase, die durch die zersetzenden Hautausscheidungen ihres Körpers arg strapaziert wird.

Ein namhafter Hygieniker hat bei einer Versuchsperson, die als Schreibkraft im Büro einen keineswegs schmutzigen Beruf ausübte, nach einer einzigen Woche ohne Vollbad und ohne Wechsel der Unterwäsche in 160 Liter Badewasser (dem Normalinhalt einer Badewanne) nicht weniger als 288 Millionen Bakterien festgestellt! Dürfte uns das nicht zu denken geben? Vielleicht täte es das, wenn wir diese Bakterien sehen könnten, denn dann käme uns ein leichtes Grauen.

Was hilft die netteste Kleidung, die reizendste Bluse und ein entzückendes Make up, wenn man abends ungewaschen ins Bett geht — nicht nur das Gesicht ungewaschen — und morgens eben mit einem Läppchen „erfrischt“ seinen Tageslauf beginnt? Gewiß gibt es noch viele Wohnungen ohne Badeeinrichtung, viel zu wenige trotz allem Wirtschaftswunder; aber frisches Wasser ist überall, und Schüsseln gibt es auch in allen Größen, also keinerlei Ausreden.

Gefährlicher ist jene Kategorie der Bakterien, die Schmutz- und Schmierinfektionen hervorrufen, also die Krankheiten, die durch Mangel an Sauberkeit entstehen. Sie führen nicht nur zu Hautkrankheiten wie Krätze, sondern rufen auch Wurminfektionen, wie Spul- und Madenwürmer, hervor; sie führen aber auch zu lebensgefährlichen Infektionskrankheiten, wie Kinderlähmung, Ruhr, Typhus und Paratyphus.

Machen wir uns klar, daß zur Gesundheit vor allen Dingen die Sauberkeit gehört, und daß Gepflegtsein nicht durch Parfüm und Puder, wohl aber durch Wasser und Seife hervorgerufen wird. cg

Musik von Schallplatten

Klingende Kathedralen Kaiserdorn zu Aachen

Diese Columbia-Aufnahme ist ein musikalisches Dokument. Es ist eine für den Aachener Dom repräsentative Zusammenstellung chorischer und solistischer Gesangstücke, umfaßt musikhistorisch gesehen acht Jahrhunderte christlich-abendländischer Tonkunst und reicht von der Gregorianik bis ins 20. Jahrhundert. Eingebaut zwischen Palestrina und Bach finden wir Kompositionen von Okeghem, Desprez, Lassus, Händel, Mozart, de Monte, Lotti, Hassler, Bruckner, van Nuffel und anderen. Daß die Wiedergabe in derart vortrefflicher Weise gelungen ist, spricht für den Aachener Domchor und das Sinfonie-Orchester Aachen unter Th. B. Rehmann, den Organisten Herbert Voss und den Gesangssolisten Kurt Graff.

(Columbia 33 UpM 33 WSX 502)

Beethoven

Konzert für Violine und Orchester D-dur op. 61

Dieses Konzert ist bereits in einer früheren Ausgabe unserer Werkzeitung eingehend besprochen worden. Dennoch soll wiederum Ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Anlaß dazu gibt die französische Schwesterfirma von Electrola. Sie bringt eine Neupressung des Violinkonzertes in einer Aufnahme mit Fritz Kreisler und dem Londoner Philharmonischen Orchester unter Sir John Barbirolli auf den Markt. Die Platte trägt das Aufnahme datum vom 16. Juni 1936 und gehört zu einer historischen Serie. Wenn auch die Aufnahmetechnik nicht mehr unseren heutigen Anforderungen entspricht, so haben wir nochmals die Gelegenheit, mit Fritz Kreisler einen der größten Geiger unserer Zeit zu erleben. Kreisler ist ein Spieler von wahrhaft klassischer Größe. Er versteht sein Instrument bezaubernd und mit Charme zu spielen. Wie alle großen Geiger hat er die Kadenz zu diesem Konzert selbst geschrieben.

(La Voix De Son Maître 33 UpM COLH 11)

Peter Anders

Peter Anders, mit 46 Jahren am 10. September 1954 einem Autounfall erlegen, ist allen Musikfreunden noch in so frischer Erinnerung. Immer, wenn seine Stimme erklingt, wird es uns bewußt, wie schmerzhaft wir den Verlust dieses großen Tenors empfinden. Dazu gibt uns die Deutsche Grammophon Gesellschaft mit einer neuen Langspielplatte nochmals Gelegenheit. Die Skala seiner gewaltigen Erfolge reicht von Verdis „Traviata“ bis Wagners „Meistersinger“. In technischer Perfektion erklingt dazwischen kraftvoll das „Scherzetto immer“ aus dem „Bajazzo“, oder sehnsuchtsvoll „Land, so wunderbar“ aus „Die Afrikanerin“, oder das volkstümliche „Vater, Mütter, Schwestern, Brüder“ aus „Undine“. Die Arie „Holde Aida“ und „Ich schloß die Augen“ aus „Manon“ tragen wesentlich zum Erfolg dieser Platte bei.

(Deutsche Grammophon 33 UpM LPE 17 091 Hi-Fi)

Musik für Sie

Klassiker in Volksausgabe

„Klassiker in Volksausgabe“ heißt eine neue Schallplattenreihe, die Philips jetzt auf preisgünstigen 25-cm-Platten anbietet, auf denen ungekürzt solche Meisterwerke klassischer Musik zu hören sind, die bisher nur auf den 30-cm-Platten aufgenommen werden konnten. Diese neue Philips GR-Serie, die laufend durch weitere Aufnahmen ergänzt werden soll, umfaßt zunächst zehn 25-cm-Langspielplatten mit Werken von Vivaldi, Chopin, Beethoven, Schubert und Brahms, dargeboten von Künstlern und Orchestern der Weltspitzenklasse, unter ihnen Bruno Walter, David Oistrach, George Szell und Sir Thomas Beecham. Auch ganze Konzerte, wie das Klavierkonzert von Rachmaninoff, das Violinkonzert von Brahms oder gar Schuberts „Unvollendete“ sind gespielt worden.

Harry Belafonte

Ohne Übertreibung kann man diesen Künstler zum

erfolgreichsten Sänger des Jahres zählen. Wenn auch nur auf Schallplatten: Belafonte kam, sang und siegte. Die Kritiker waren des Lobes voll und verliehen ihm den Titel „König des Calypso“. Aber Belafonte hat sich nicht nur als Calypsosänger einen Namen gemacht, sondern ist auch als hervorragender Interpret amerikanischer Volkslieder bekannt. In diesem Bereich bevorzugt er vor allem Negerlieder. So gehören zu den atemberaubendsten Stücken dieser Platte die Spirituals. Zum Beispiel erleben wir in „In That Great Gettin' Up Mornin'“ eine ekstatische Version des jüngsten Tages; in „Noah“ wird uns faszinierend eine Springflut vermittelt. Aus beiden Stücken gewinnen wir einen Eindruck von der intensiven Gläubigkeit der Farbigen. Das bekannte Arbeitslied „Water-boy“ und das lustige Kinderlied „Jump Down, Spin Around“ gehören ebenfalls zur Volksmusik, während „Sylvie“ und „Unchained Melody“ raffiniert gestaltete Schlager sind. Dagegen hat der Calypso „Matilda“ ganz die Natürlichkeit der süd-amerikanischen Volksmusik. Das blues-angehauchte Liebeslied „Suzanne“ wiederum interpretiert Belafonte mit allen Feinheiten seiner Vortragskunst. Hier vermischt sich das Eindrucksvolle mit dem Unvergeßlichen, hier vereinigt sich das Wilde mit dem Zarten, und das alles durch die Stimme Belafontes.

(RCA 33 UpM LPM-1150-C)

Jazz und alte Musik

Im Februar vorigen Jahres wurden in Hamburg unter dem Titel „Jazz und alte Musik“ von dem Musikhistoriker Dr. Tröller und dem Jazzkritiker Joachim E. Behrend, zusammen mit dem Wolfgang-Lauth-Quartett, eine Reihe von Vortragsabenden veranstaltet. Das Thema „Jazz und alte Musik“ wollte nicht etwa in provozierender Weise den Jazz durch die alte abendländische Musik rechtfertigen, sondern zwischen den zwei weltweit voneinanderliegenden musikalischen Strukturen Parallelen ziehen. In vorurteilslosen und sachlichen Vergleichen und durch musikalische Beispiele begründet, wurde festgestellt, daß sich mehr Zusammenhänge ergeben, als die, die sich allein im Wesen des „eigenschöpferischen Musizierens“ finden. Der Vortrag war so belehrend und interessant, daß sich Telefonken entschloß, Ausschnitte davon auf einer Langspielplatte herauszubringen. Der Wert einer derart gераfften Form kann nur beurteilt werden, wenn auch der Gesamt Vortrag gehört worden ist. Ausschnitt bleibt Ausschnitt. Dennoch muß dieser Telefonken-Versuch begrüßt werden.

(Telefunken 33 UpM LA 6193)

Für unsere Schlagerfreunde hörten wir

Auf dem Vormarsch in die Spitzengruppe ist ein neuer Schlager mit Willi Hagara. Dieser charmanant aussehende Sänger will sich ein Haus in Kanada kaufen und dort auf Bärenjagd gehen. Jedenfalls singt er davon zusammen mit den Starlets auf einer 45er Philipsplatte. Der Titel dieser Aufnahme ist „Casetta in Canada“. Auf der Gegenseite singt Hagara „Rom bei Nacht“ (345 001 PF).

Ebenfalls ein Erfolg der Philips-Schlagerproduktion zu werden verspricht eine Aufnahme mit John Paris und dem Orchester Benny de Weille. Sie sollten es nicht versäumen, sich „In der Mitte von Samoa“ und „Willst Du mit mir in die Sonne gehen“ anzuhören (344 991 PF).

Die amerikanische Serie von Philips bringt eine Neuaufnahme mit Johnny Mathis und Ray Conniff und seinem Orchester: „Chances are“ und „The Twelfth of never“ (322 165 BF).

„Wo meine Sonne scheint“, mit Caterina Valente, soll ein Gruß an alle Freunde dieser beliebten Sängerin sein. Hier ist Polydor einmal wieder ein ganz besonderer Clou gelungen, den sich unsere Schlagerfreunde nicht entgehen lassen können (23 551 A).

Kennen Sie Fred Bertelmann? Er ist doch „Der lachende Vagabund“ und nach kurzer Zeit schon so beliebt, daß er hier nicht fehlen darf. Ihn können Sie auf Electrola in allen Varianten lachen hören (45-EG 8732).

Ernste und heitere Bücher

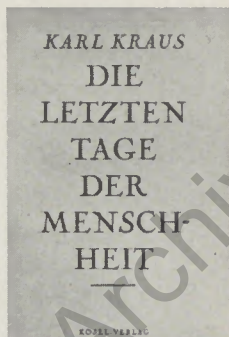
Alberto Denti di Pirajno: „Das Mädchen auf dem Delphin“, 210 Seiten, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf.

Alberto Denti di Pirajno stammt aus italienischem Hochadel und war jahrzehntelang als Leibarzt des Herzogs von Aosta in den italienischen Kolonien von Nordafrika tätig. Seine Erlebnisse aus dieser Zeit schildert er in seinem ersten Buch „Überlistete Dämonen“. Wer es gelesen hat, wird bezaubert gewesen sein von dem überlegenen Humor und der menschlichen Wärme, mit der er seine Erlebnisse und Begegnungen mit den verschiedenen Völkerstämmen dieser Länder schildert. Auch in dem neuen Buch bringt er uns Land und Leute Nordafrikas nahe, so nahe, wie das bei einem fremdartigen und doch faszinierenden Stoff möglich ist. Das Buch enthält sieben Erzählungen, von denen die meisten Tiererzählungen sind. Die Landschaft Nordafrikas, aber auch seine Menschen mit ihrem Aberglauben und ihrer Zauberei werden durch seine oft höchst amüsante Plauderei lebendig, und man ist versucht, an Märchen aus Tausendundeiner Nacht zu glauben. Alberto Denti di Pirajno ist der geborene Geschichtenerzähler, den man immer wieder gern liest, wozu die recht gute Übersetzung natürlich auch beiträgt. cg



Karl Kraus: „Die letzten Tage der Menschheit“, ein Drama, 52,— DM, Kösel Verlag, München.

Kein Publizist, kein Dichter hat mit noch so beschwörenden Worten vermocht, die Menschheit vom 2. Weltkrieg abzuhalten, und schon sprechen wir vom dritten. Um so aktueller ist dieses Drama, das nicht einmal auf einer Monstrebühne aufgeführt werden könnte, und das Karl Kraus während und nach dem 1. Weltkrieg geschaffen hat. Eine gigantische einmalig-grausame Dichtung, die alles dieser Gattung in den Schatten stellt, einmalig in ihrer Wucht, einmalig in ihrer Sprache, das Werk eines Dichtergenies, einmalig in der Konzeption. Jedes Wort, das hier geschrieben steht, ist wirklich gesprochen worden, oder war irgendwo, in Zeitungen, auf Plakaten, in Bekanntmachungen zu lesen. Wie aus einem grauen-erregenden Moloch spuckt es heraus, was die Menschen in Wort und Schrift von sich gaben und sich dadurch bis zu den Eingeweiden entblößten, schamlos zynisch, allen Anstandes, aller Sitte bar. Krieg! Niemand kann sagen, dies sei nicht wahr. Wir haben es selbst erlebt. Ihre eigenen Worte reißen den Menschen die Masken vom Gesicht, ein Pamphlet auf sich selbst, dessen Geifer an ihnen selbst herunterfließt. Das war schon zweimal, und wir sind die Hauptakteure, in all unserer Erbarmlichkeit, in unserer dämonischen, sittlichen Unsittlichkeit, die streichelt und mordet, segnet und verdammt, gibt und nimmt, mit demselben Lächeln. Dieses Drama erschüttert den stärksten Mann. hg



M. Müller-Jabusch: „Götzens grober Gruß“, ein Büchlein fröhlicher Wissenschaft, 8,80 DM, Verlag Pohl & Co., München

Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Faust hat den „grogen Gruß“ zur Weltberühmtheit gebracht, vielmehr der Herr Geheimrat Goethe hat ihn ihm in den Mund gelegt, und seit dieser Zeit ist er fast gesellschaftsfähig. Wo und in welchen Formen er aber schon vorher sein Unwesen getrieben hat, das erfahren wir aus dem anrühlich-köstlichen Büchlein von Müller-Jabusch. Er hat es sich nicht leicht gemacht; denn nach allem, was wir hier lesen, könnte bei Erfassung des gesamten Materials eine kleine Bücherei über diesen ominösen Gruß zustandekommen. Uns genügt jedoch auch dieses, und wir stellen mit Erstaunen fest, welch hochgeborene und hochgelehrte Männer und Frauen, Kaiser, Könige und Fürsten sich unangenehmer Menschen oder Sachen mit diesem Gruß entledigten, so daß man es beinahe glaubt, daß eine geheimnisvolle Kraft in ihm steckt und er aus dem Hexeneinmaleins stammen könnte, von einem heilsamen Zauber für den, der ihn ausspricht, von einem bösen für den, dem er ins Gesicht geschleudert wird. Wie dem aber auch sei. Müller-Jabusch schildert uns die geradezu abenteuerliche Geschichte des „grogen Grußes“ witzig, spritzig und amüsant, und mehr soll es auch nicht sein. Weniger ist es aber auch nicht und das ist des Lesens wert. hg



Elizabeth Russel: „Die 7 Spiegel der Lady Frances“, 313 Seiten, Steingrüben Verlag, Stuttgart.

Hinter dem Pseudonym Elizabeth Russel, der Autorin des reizenden Buches „Alle Hunde meines Lebens“, verbirgt sich die 1941 verstorbene Marie Annette Gräfin Arnim geb. Beauchamp, die 1866 in Australien geboren wurde. So wie es eben nur einer Frau gegeben ist, erzählt sie in dem uns vorliegenden bezaubernden Buch von der Lady Frances, einer gefeierten Schönheit der englischen Salons, die eines Tages meint, feststellen zu müssen, daß das Alter unbarmherzig kommt. Um die Probe aufs Exempel zu machen, — denn sie kann sich, wie fast jede Frau in dieser Lage, keineswegs damit abfinden — beschließt sie, an allen ihren Verehrern der letzten Jahre, die ihr zutiefst zugetan waren, zu prüfen, ob ihr Charme und ihre Reize noch dieselbe Wirkung ausüben wie zuvor — und sie erkennt in diesen „Spiegeln“ ihr wirkliches Gesicht, eben — das alternde. Weisseste Kennntnis der Frauenseele in ihren subtilsten Tiefen, gütiger Humor, aber manchmal auch etwas Wehmut zeichnet dieses Buch aus. Eine kluge Frau schrieb es nicht nur für Frauen, sondern, da es auch die Ehe im allgemeinen behandelt, auch für Männer. Es ist eine Lektüre für Anspruchsvolle und Feingefühlige. cg



Unsere Jubilare im März

25 Jahre Mitarbeit



Fritz Schäfer
Platzarbeiter
im Werk Julius Lindenberg
am 8. März 1958

25 Jahre Mitarbeit



Eugen Zimmermann
Karusselldreher
in der Halle Süd
am 21. März 1958

Ins Leben traten ein

Karl-Heinz, Sohn von Alfred Gaida, Putzerei Papenberg, am 10. Februar 1958

Rainer, Sohn von Rudi Thiele, Formerei Papenberg, am 16. Februar 1958

Petra, Tochter von Gerda Nonn, Hartgußkontrolle Papenberg, am 16. Februar 1958

WIR NAHMEN ABSCHIED VON



Hermann Stange	Pensionär, 79 Jahre alt, am 27. Januar 1958
Ehefrau Heinrich Lück	Pensionär, 82 Jahre alt, am 28. Januar 1958
Paul Reimann	Formerei Papenberg, 54 Jahre alt, am 7. Februar 1958
Hermann Schaub	Pensionär, 69 Jahre alt, am 14. Februar 1957
Ernst Ritter	Schmelzerei Stachelhausen, 58 Jahre alt, am 18. Februar 1958

Arbeite

ohne Ringe

Drehpfannenlager für den Waggonbau ►

